

Unsere Gastgeber heißen Montse und Dietrich. Wir sind uns nie begegnet, trotzdem bitten sie uns, vermittelt durch das Goethe-Institut, zu sich nach Hause. Es wird etwas zu essen geben. Ob sie nett sind? Wer wildfremde Menschen aus einem fremden Land zu sich nach Hause einlädt, kann kein böser Mensch sein, oder? Montse, so viel weiß ich, hat hier in der Stadt einmal ein kleines Theater geführt, ihr Mann Dietrich lebt seit 1979 in Barcelona und war einmal Tänzer, heute hat er mit Opernproduktionen zu tun. Sie haben einen Sohn, er lebt in Berlin.

Die beiden empfangen uns oben an der Wohnungstür im vierten Stock – und ich weiß sofort, wir sind bei den freundlichsten Menschen zu Gast. Montse strahlt, Dietrich bringt die Konversation in Gang. Und obwohl wir uns solche Mühe gegeben haben, nicht zu pünktlich zu kommen, sind Albert und ich nun doch die ersten Gäste. Durch den Wohnraum werden wir auf die riesige Terrasse geführt, die sich bis vor an die Rambla erstreckt. Staunen. Ist das großartig! Es gehe sogar noch eine Etage höher, sagt Dietrich, der ursprünglich aus Ludwigshafen stammt, im Laufe des Abends aber nur ein einziges Mal, viel später, einige Sätze auf Deutsch mit mir spricht. Durchs Treppenhaus steigt er mit uns auf das Gemeinschaftsdach hinauf, früher, sagt er, sei hier die Wäsche gewaschen und getrocknet worden. Die paar Höhenmeter mehr ermöglichen die Aussicht über die Dächer der ganzen Stadt – und wie dicht bebaut sie daliegt, eingeklemmt zwischen den Bergen, dem Montjuïc und dem Meer. Dietrich, in dessen geschmeidigen Bewegungen ich nun den früheren Tänzer erkennen möchte, erzählt von einer gar nicht kleinen Hanf-Plantage, die ein Nachbar einmal auf dem Dach nebenan angelegt und von der aus es ziemlich süßlich bis in ihr Schlafzimmer hinein gerochen habe. Heute sei hier das Reich der Möwen.

Als wir wieder unten auf der Terrasse sind, stellt Montse mich Manuela Aznar vor, einer sehr freundlichen älteren Dame, die einst ihre Französischlehrerin war. Und dann, viel später, lustigerweise auch die Lehrerin von Marta, einer vierundzwanzigjährigen Filmproduzentin, die mittlerweile ebenfalls eingetroffen ist. Montse erklärt den Hinzugekommenen, dass wir heute Castellano (die Sprache, die im Deutschen Spanisch genannt wird) und nicht Català sprechen. Wäre ich nicht da, fände dieser Abend selbstverständlich auf Katalanisch statt. Mir ist das nun fast ein wenig peinlich. Hätte ich doch mal Katalanisch gelernt...

Ich probiere von den schwarzen Oliven und den Sardellen, die auf einem kleinen Tisch bereitstellen. Weingläser werden gefüllt. Oliven sind gut für gute Träume, sagt die ehemalige Französischlehrerin. Und die Sardelle sei die Cousine der Sardine. Ich lerne, dass schwarze Oliven in Spanien auch *olivas muertas*, also tote Oliven heißen. Und dass Oliven in Spanien einst als Dessert gereicht wurden, daher, sagt Montse, heiße es im „Don Quijote“ über jemanden, der zu spät zum Essen komme, „er komme erst zu den Oliven“. Na, dann sind wir wohl ein wenig zu spät, sage ich und stecke mir eine weitere tote Olive in den Mund. Sie schmecken köstlich. Erst jetzt fällt mir auf, wie viele Pflanzen auf dieser Terrasse blühen und duften, es ist ein kleiner Topf- und Kletterpflanzenwald. Und sehe ich nun tatsächlich einen Kolibri zu einer Blüte fliegen? Einen Kolibri? Über den Dächern von Barcelona? Oder träume ich schon, vom Wein oder von den Oliven? Nein, sagt Dietrich, es stimme schon, ein Kolibri.

Nach und nach tröpfeln weitere Gäste ein, die Terrasse füllt sich. Victoria Bermejo, Schriftstellerin und Filmemacherin, trifft ein, dann Toni Rumbau, ein Puppenspieler und Puppenspielforscher, auch er hat einmal ein Theater geleitet. Und alle sprechen Castellano, mir zuliebe. Der Wein ist kühl und gut, und ich erzähle, und das gleich einige Male, wie sehr ich

mich freue, nach siebzehn Jahren endlich wieder hier zu sein. So lange, viel zu lange bin ich nicht in Barcelona gewesen. 1995, 1998 und 1999 habe ich jeweils ein oder zwei Monate hier verbracht und bin sicher hundert Mal an diesem Haus vorbeigekommen – ohne überhaupt zu bemerken, dass es hier oben, verborgen hinter einer Brüstungsmauer, eine fast tennisplatzgroße Dachterrasse gibt. Und tennisplatzgroß ist nur ein bisschen übertrieben.

Toni und ich stehen nun vorne an dieser Brüstung und schauen hinunter auf die Rambla, die immer belebte Schneise, Barcelonas Grand Boulevard. Die Festungsmauer, die einst dort stand, wurde erst zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts geschleift. Toni, Jahrgang 1949, ist Freund und Nachbar meiner Gastgeber, wohnt nur ein paar Häuser weiter, in der Wohnung, in der er schon aufgewachsen ist. Er ist nicht nur Puppenspieler, er ist auch Puppenspiel- und Kasperltheaterforscher. Am nächsten Tag, ich besuche ihn in seiner Wohnung, wird er mir sein Buch über das europäische Puppentheater schenken, „Rutas de Polichinela“ heißt es; um es zu schreiben, hat er Puppenspieler und Archive in ganz Europa besucht.

Ich könnte für immer hier stehenbleiben und hinunterschauen, unten geht die Welt vorbei. Montse sagt, ich frage sie, wie lange sie hier schon wohnt, sie habe in ihrem Leben überhaupt nur in zwei Wohnungen gewohnt, beide in Barcelona; in der ihrer Eltern und in dieser. Nein, halt, unterbricht sie sich, zwischendurch auch in

## Zu zwölf über der Rambla

Der Zauber von Barcelona ist quicklebendig, doch die Stadt hat sich verändert: Ein Abend in katalanischer Privatgesellschaft.

Von David Wagner

Berlin, vier Jahre lang, Anfang der Neunziger, in einer immer kalten Wohnung in der Ackerstraße. Die Winter waren zu lang, sagt sie, und Berlin sah anders aus als heute, Dietrich studierte damals Kulturmanagement an der Hochschule für Musik „Hanns Eisler“ und arbeitete für die Komische Oper.

Barcelona hat sich allerdings ebenfalls verändert: 1987, als ich zum ersten Mal hier war, stand noch eine Mauer um den Hafen herum, die Stadt wirkte düster. Oder kam mir westdeutschem Neubaukind das damals nur so vor? Die Olympischen Spiele 1992 brachten eine erste große Veränderung, der Boom zu Jahrtausendbeginn eine weitere. Und jetzt? Immer noch Krise?

**A**ls wir uns, die Glocke schlägt zehn, zum Essen setzen – wo sind die zwei Stunden hin? Mit wem habe ich mich eigentlich schon worüber unterhalten? Kann ich mir das alles merken? Bin ich vielleicht schon ein bisschen betrunken? Und wie heißt der Weißwein, der so gut schmeckt; müsste in dem Text, den ich über diesen Abend schreiben soll, nicht auch der Name des Weißweins, den ich trinke, genannt werden? Leider vergesse ich, aufs Etikett zu schauen.

„Was wirst du denn über uns schreiben?“, fragt Victoria, die Schriftstellerin und Filmemacherin. Und ich antworte: „Ich werde mich betrinken, und alles, was



Die Flaniermeile der Stadt: die Rambla von Barcelona. Auf die Dachterrassen ringsum aber kommt man als Fremder nur selten.

Foto: FSG/Agfostock/Avenue Images

muss denken, er sitze am falschen, langweiligeren Ende der Tafel.

Victoria möchte mich ein bisschen herauslocken, sie sagt: „Guapo, los, frag uns doch was! Was möchtest du wissen?“ Mir gefällt wieder, das habe ich vermisst, dass man sich auf Spanisch so leicht mit Guapa oder Guapo, Hübsche oder Hübscher, anredet.

„Victoria weiß mehr über Barcelona als wir alle“, sagt Montse, sie hat Bücher über die Stadt geschrieben und eines, dessen Titel vielversprechenderweise „Me acabo de separar“ lautet, auf Deutsch: Ich habe mich gerade scheiden lassen. Bekannt ist sie für einen Dokumentarfilm über die während der Krise gestrandeten intellektuellen Spaniens – den möchte ich jetzt natürlich sehen.

Victoria ist tatsächlich Barcelona-Fanaterin, das merke ich auch in den Wochen nach diesem Abend an ihren Facebook-Postings, immer ist es die Stadt, täglich teilt sie Fotos von Dingen, die ihr auf den Straßen auffallen: Müll, Pflasterdetails, verlorene Gegenstände. Ich mag ihren Blick auf die Stadtlandschaft, ich mag Victoria jetzt schon, hier, auf der Terrasse. Vor kurzem, erzählt sie, habe sie Barack Obamas Koch durch Barcelona und zig Restaurants geführt, er habe die katalanische Küche kennenlernen wollen, drei Tage lang drei oder mehr Restaurants am Tag. Auch eine schöne Beschäftigung.

„Bist du noch satt?“, frage ich, und sie lacht. Später beschwert sie sich, dass ich zu wenig von mir erzähle. Und befiehlt mir, jawohl, das sei wirklich ein Befehl, endlich Mercè Rodoreda zu lesen, die größte katalanische Schriftstellerin.

Die Salatschüssel wird herumgereicht, die Runde hat irgendwo links von mir begonnen; als sie bei meiner Gastgeberin angelangt ist, reicht diese mir die Schüssel, ich nehme fälschlicherweise an, Montse habe schon Salat genommen, es ist mittlerweile so dunkel, dass ich ihren Teller nicht gleich sehen kann; in der Schüssel ist nur noch ein kleiner Rest, den ich mir nun nehme – dann erst bemerke ich meinen Irrtum, ich schäme mich nun wahnsinnig. Da hilft nur mehr Wein.

Mónica, die fast 1,80 Meter große Schauspielerin, freut sich über eine Pflanze im Salat, die es nur auf den Kanaren gibt. „Habe ich für dich hineingetan“, sagt Montse. Und dann geht der Mond auf, die große Lampe am Himmel. Und Wolken ziehen auf. Richtig dunkel wird es aber nicht, denn die Rambla leuchtet.

Mittlerweile habe ich verstanden, daß Marta, die vierundzwanzigjährige Filmproduzentin, die Freundin von Montses und Dietrichs Sohnes ist, der als Schauspieler in Berlin lebt – einer der vielen tausend jungen Spanier dort. Marta unterhält sich mit der Malerin Francesca Llopis rechts von ihr und der Schmuckgestalterin und Ladenbesitzerin Inés, einer geheimnisvollen Frau mit fast weißen Haaren; Dietrich sagt, ihr gehöre auf der Prachtstraße Passeig de Gràcia der letzte Laden, der noch nicht in der Hand eines Konzerns ist. Sie verkaufe dort antiken Schmuck.

**S**o gegen halb eins – wir sitzen immer noch draußen und haben Mar i Muntanya (das katalanische Nationalgericht mit Zutaten aus den Bergen und dem Meer, mit Fleisch und Fisch) und zum Nachtisch einen Brazo de Gitano gegessen, Letzterer (wörtlich übersetzt: Zigeunerarm) ist die politisch nicht mehr ganz korrekte spanische Bezeichnung für Biskuitrolle – beginnt es zu regnen. Es ist aber so schön, wie wir hier beisammensitzen, niemand möchte aufstehen, denn das würde bedeuten, die Runde zu sprengen. Mir fällt mein Schirm in der Tasche unter meinem Stuhl ein, ich spanne ihn auf und halte ihn abwechselnd über die Gastgeberin und Lluïsa Castell, die in vielen spanischen Filmen und Fernsehserien mitgespielt hat. Und ich denke, ach, es sieht wieder einmal so aus, als habe mein Leben genau hierher geführt, auf diese Dachterrasse in Barcelona. Alles soll genau so sein.

Montse hat eine faszinierende zärtlich-rauh-heisere mal dunkle und dann wieder helle Stimme. Eine Theaterstimme? Ich vergesse zu fragen, ob sie auch mal gesungen hat. In einer Fremdsprache, gerade in einer nicht ganz so vertrauten, die man nicht jeden Tag hört und spricht, nehme ich die Stimmen natürlich deutlicher wahr, weil ich viel genauer zuhören muss, um zu verstehen. Zwölf Personen sprechen durcheinander, nebeneinander, und manchmal, wenn ich mit einem Mal viel weniger als eben noch verstehe, merke ich, dass sie plötzlich doch wieder Katalanisch sprechen. Wir sind nun sogar dreizehn, Elena ist noch gekommen, ebenfalls vierundzwanzig und ebenfalls Schauspielerin, eine Freundin von Marta.

Weil es nun stärker regnet, stehen wir schließlich doch in der Küche. Die beiden Vierundzwanzigjährigen erzählen mir von ihrem Film, den sie gerade schreiben,

drehen und produzieren; Marta ist Produzentin, Elena Regisseurin und Hauptdarstellerin zugleich. Sie haben auch in Berlin gedreht – nun, da sie davon erzählen, wechseln sie ins Deutsche, sie sprechen sehr gut, haben beide ein Jahr in Deutschland gelebt, Elena in Berlin, Marta in Köln, sie sei jedoch jedes Wochenende nach Berlin gefahren.

Ihre Stimmen klingen nun viel weicher als eben, als wir uns noch auf Castellano unterhielten. Vielleicht ist Deutsch doch keine harte Sprache. Und hat mir nicht neulich noch jemand versichert, für ihn sei Deutsch eine der schönsten und wohlklingendsten Sprachen der Welt? Damals musste ich darüber lachen. Nun, da die beiden Katalaninnen Deutsch mit mir sprechen, finde ich, wer immer das gesagt hat, hat nicht ganz unrecht.

Ihr Film erzähle von Berlin, aber auch von dem Problem, nach der großen Freiheit eines Erasmus-Austauschjahres in der Fremde zurück zu den Eltern ziehen zu müssen. Beide, Elena und Marta, wohnen nun wieder zu Hause, hier in Barcelona, bei ihren Eltern. Ihre, sagt Marta, wunderten sich immer über ihre seltensamen Arbeitszeiten, sie verstünden nicht so richtig, was sie als Filmproduzentin zu tun habe. Elena hat Glück, sie wird bald eine kleine Wohnung ihrer Großmutter beziehen können, nur ein paar Monate wird das noch dauern. Sie sagt das, während sie schon ihren Motorradhelm für den Roller in der Hand hält, um gleich aufzubrechen. Als ich vierundzwanzig war, wohnte ich schon über fünf Jahre nicht mehr zu Hause und sah meine Eltern kaum noch. Und ich verbrachte damals meinen ersten Monat in Barcelona. Ach, so lange ist das her? 21 Jahre?

Die meisten anderen Gäste haben sich schon verabschiedet, schade, auch Albert, mit dem ich nun gar nicht mehr reden konnte. Montse aber hat Musik gemacht und beginnt zu tanzen, Mónica López tanzt mit, Marta tanzt, und schließlich tanze ich auch. Und was hat Manuela, hat Manolita über die toten Oliven gesagt? Mit ihnen sei gut träumen...

Der Schriftsteller David Wagner schrieb diesen Text im Rahmen des vom Goethe-Institut ausgerichteten Projekts „Hausbesuch“, das zehn europäische Schriftstellerinnen und Schriftsteller mit Privatleuten ins Gespräch bringt. In siebzehn Städten in Südwesteuropa und Deutschland öffnen Gastgeber ihre Türen, um einen Autor zu empfangen. Die daraus entstandenen europäischen Erzählungen erscheinen 2017 in jeweils sechs Sprachen als E-Book im Frohmann Verlag.

## Frankfurter Anthologie

Redaktion Hubert Spiegel

Anonym (um 1290)

Ralph Dutli

### Fatrasie 23

Der Furz einer Käsemade wollte in seinem Käppchen Rom davontragen.

Ein Ei aus Baumwolle nahm den Schrei eines Ehrenmannes beim Kinn. Der Gedanke eines Spitzbuben hätte ihn schließlich fast verprügelt, als ein Äpfelkern ganz laut ausrief: „Woher kommst du? Wohin geht's? Welcome!“

Aus dem Altfranzösischen von Ralph Dutli.

### Alles muss unmöglich sein

**E**s sieht wirklich aus wie ein Dada-Gedicht oder ein surrealistisches Versgespinnst. Das Merkwürdige ist nur, dass das Gedicht über sieben Jahrhunderte alt ist. Es entstand um das Jahr 1290 in der nordfranzösischen Stadt Arras und ist in einem einzigen Manuskript überliefert, das in der Pariser Bibliothèque de l' Arsenal unter der Nummer 3114 aufbewahrt wird. So viel scheinheilige Präzision zieht leider oft den Verdacht dreister Täuschung auf sich.

Als ich das Gedicht 2010 mit ein paar Dutzend anderen Spielzeugen aus dem Mittelalter veröffentlichte, hieß es in einer Besprechung: „Es wäre nicht die erste Mittelalterfälschung.“ Es ist aber keine, und ich würde auch im ehrbaren Gefäß der „Frankfurter Anthologie“ noch einmal beschwören, dass das Gedicht authentisches Mittelalter ist.

Die „Fatrasie“ hat eine feste Form, elf Verse, zwei Reime, streng abgezahlte Silben. Aber in diesem engsten Korsett gibt es nur eine inhaltliche Regel: Alles muss unmöglich sein. Die Fatrasie besteht darauf, größtmögliche Bedeutungsanarchie anzurichten, semantisches Chaos, verkehrte Welten zu schaffen. Sie ist aber auch ein Manifest der Frei-

heit und des Eigenwillens der Poesie. Ihre Lust am Widersinn offenbart den Spieltrieb der Sprache. Ein „Genussgift ersten Ranges“ in unserer digitalen Welt habe ich damals – etwas übermütig – diese Gedichte genannt.

Die Fatrasie 23 ist einer meiner Lieblingstexte im absurden Gehege kleiner mittelalterlicher Fundstücke. Von Anfang an wird jedes vernünftige Verhältnis von Groß und Klein umgestülpt, eine winzige Käsemade steht der Weltstadt Rom gegenüber. Und nicht mal das Tierchen selbst: nur ein Darmwind desselben. Aber der soll auch noch ein Kleidungsstück besitzen, ein Käppchen nämlich, das zugleich Transportgerät ist, in dem er die Riesenstadt wegzutragen sich anschiekt. Auch die Gewichtsverhältnisse sind der totalen Verkehrung unterworfen. Stärker als bärenstark ist besagte Ausdünstung.

Bei Lesungen wurde ich oft gefragt, warum so viele Käsemaden in diesen Gedichten vorkommen, und die Antwort war schlicht: Weil die Menschen keine Kühlschränke hatten. Käse war also etwas sehr, sehr Lebendiges.

So wie hier Größe und Gewicht ins abgrundtiefe Absurde katapultiert erscheinen,

so werden in anderen Fatrasien alle Zeitbegriffe verulkt. Es gibt in diesen kleinen Welten nämlich – etwa in der Fatrasie 15 – Tage außerhalb der Woche und Monate außerhalb des Jahres. Als ob Albert Einsteins Zeitschlaufen im dreizehnten Jahrhundert schon ihre zukünftige Karriere geahnt hätten.

Das Stoffliche wird unvermutete Metamorphosen durchlaufen. Ein Ei kann aus Baumwolle bestehen und sich zu anmutigen Gesten hinreißen lassen. In anderen Fatrasien gibt es glaubhaft vorgebrachte Lieder aus Lauchsuppe und Würste aus Glas. Natürlich sind die Männer schwanger, Esel fliegen durch die Luft, und alle Schönheiten sind kopflös. Latente Gewalttätigkeit aber ist ein Merkmal diverser auftretender Subjekte und Gegenstände. Körperteile führen ein irritierendes Eigenleben. Da selbst der Gedanke eines Spitzbuben zu Handgreiflichkeiten neigen kann, wird der laute Zwischenruf eines sprachbegabten Äpfelkerns sehr erwünscht sein.

Dann die Fragen am Schluss, die alte Menschheitsfragen zu parodieren scheinen: „Woher kommst du? Wohin geht's?“ Natürlich führt der Weg wie auch anderswo von der Geburt zum Tod. Aber da erklingt noch

dieser umwerfend einladende, gastfreundliche Zuruf in einer Fremdsprache. Arras war eine florierende Handelsstadt, kostbare Textilien und Wandbehänge waren ihre Spezialität. Auf den Märkten wimmelte es von fremdsprachigen Äußerungen. Ob niederländisch (welkom!) oder deutsch, lustig-fremd ist das phonetisch wiedergegebene „huillecomme!“ am Ende des Originals allemal. Ich habe für die deutsche Übersetzung nicht das französische Gegenstück „bienvenue!“ gewählt, sondern das wortwurzelverwandte englische und geradezu pop-sprachliche „Welcome!“ Es ist eine Einladung in das Land purer, mithin auch hirnrissiger Poesie. Willkommen in Wonderland, in Absurdistan, im Wolkenkuckucksheim.

Ralph Dutli: „Fatrasien. Absurde Poesie des Mittelalters“. Wallstein Verlag, Göttingen 2010, 144 S., geb., 19,- €.

Von Ralph Dutli ist zuletzt erschienen: „Die Liebenden von Mantua“. Roman, Wallstein Verlag, Göttingen 2015, 276 S., geb., 19,90 €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber und das Gedicht in seiner Originalsprache finden Sie unter [www.faz.net/anthologie](http://www.faz.net/anthologie).